

Oberösterreichische Heimatblätter

Herausgegeben vom Institut für Landeskunde am o.ö. Landesmuseum in Linz
durch Dr. Franz Pfeffer

Jahrgang 6 / Heft 3

Juli-September 1952

Inhalt

	Seite
Erhard Riedel: Zur Geschichte des Postwesens in Oberösterreich	273
Fritz Dworschak: Neunhundert Jahre Stift Suben am Inn	296
Helmuth Huemer: Zur volkstümlichen Ueberlieferung des Faust-Stoffes in Oberösterreich	319
Gustav Brachmann: Der letzte bäuerliche Wachszieher in Oberösterreich .	332

Bausteine zur Heimatkunde

Lorenz Hirsch: Die Sagen um Ritter Christoph Haym zu Reichenstein. Eine kritische Betrachtung	356
Ferdinand Tremel: Zur Geschichte des Sensenappaltes	361
Franz Jäger: Das Gallneukirchner Franzosengrab vom Jahre 1742	363
Rupert Ruttman: Aus dem Archiv der Benediktinerpfarre Sipbachzell . .	366
Anton Sommer: Isaac Vischers „Carmina“	373
Alfred Weinger: Flurnamen, Hofnamen und Familiennamen aus Taiskirchen	378
Franz Sonntag: Taufnamen in der Gegend von Friedburg — einst und jetzt	380

Schrifttum

Alfred Marks: Verzeichnis der oberösterreichischen Neuerscheinungen 1951. Mit Nachträgen aus 1946—1950	384
Aemilian Kloiber: Heimatkundliches Schrifttum über Oberösterreich 1950 .	395

*

Veröffentlichungen zum Oberösterreichischen Heimatatlas

Franz Pfeffer: Zur ersten Folge	399
Ernst Burgstaller: Das Fragewerk zu den volkskundlichen Karten. Durchführungsbbericht zum ersten Fragebogen	400

*

Adalbert Stifter-Institut des Landes Oberösterreich

Vierteljahrsschrift

Hans Commenda: Franz Stelzhamer und Adalbert Stifter (mit zwei bisher unveröffentlichten Briefen Adalbert Stifters)	457
Otto Jungmair: Alois Raimund Hein, sein Leben und Wirken. Zum hundertsten Geburtstag des Stifterbiographen	476
Gertrude Rauch: Das Adalbert Stifter-Museum in Wien	486
Berichte	488
Schrifttum	488

Adalbert Stifter-Institut des Landes Oberösterreich

Vierteljahrsschrift

Beilage der Oberösterreichischen Heimatblätter

Jahrgang 1 (1952)

Folge 3

Franz Stelzhamer und Adalbert Stifter

(Mit zwei bisher unveröffentlichten Briefen Adalbert Stifters)

Von Hans Com m e n d a (Linz)

An den vier Ecken des alten Vorhanges, der vor einem Menschenalter noch die Zauberwelt der Bühne vom nüchternen Zuschauerraum im Landschaftlichen Theater zu Linz trennte, prangten die Brustbilder von vier großen Oberösterreichern: Anton Bruckner, Wilhelm Kienzl, Franz Stelzhamer und Adalbert Stifter. Die Wahl war gut getroffen, denn das Land ob der Enns hat allen Grund, auf diese vier Söhne stolz zu sein. Die Sinfonien Bruckners, die Opéra Kienzls, die Romane Stifters haben sich längst weit über die Landesgrenzen hinaus die gebührende Anerkennung erobert. Nur Stelzhamers Bedeutung wird noch nicht richtig erkannt, geschweige denn anerkannt.

Der Verfasser dieses Aufsatzes hat es im Auftrage des Institutes für Landeskunde in Linz unternommen, auf Grund langjähriger Vorarbeiten in einer grundlegenden wissenschaftlichen Biographie Stelzhamer, den Mann und sein Werk, endlich in das richtige Licht zu stellen. Aus den Vorarbeiten zu diesem Buche erwuchs auch die Betrachtung, welche das Verhältnis zwischen Stelzhamer und Stifter klarlegen soll.

Es ist keineswegs die erste Bearbeitung dieses Stoffkreises. Schon vor einem Vierteljahrhundert hat der Stifter-Biograph Josef Bindtner über „Franz Stelzhamer und Adalbert Stifter“ geschrieben¹⁾, vor drei Jahren erst Karl Poemer²⁾ den Beziehungen beider Dichter seine Doktor-Dissertation gewidmet und damit einen nach Möglichkeit alle Quellen ausschöpfenden, höchst wertvollen Beitrag zur Stelzhamer- wie Stifterkenntnis geliefert.

Wenn hier trotzdem der gleiche Vorwurf noch einmal aufgegriffen wird, so geschieht dies, weil der Verfasser aus gründlicher Kenntnis von Stelzhamers Leben einige neue Gesichtspunkte beizusteuern hofft und außerdem auf einige bisher unbeachtete Belege hinweisen kann. Der blühenden Stifter-Forschung, die Leben und Werk dieses Dichters längst in vorbildlichen Beiträgen herausstellte, steht nämlich noch eine recht kümmerliche Stelzhamer-Forschung gegenüber, die es bisher weder zu einer verlässlichen Biographie noch zu einer kritischen Gesamtausgabe brachte.

Stelzhamer und Stifter lernten sich erst als erwachsene Männer persönlich kennen. Sturm und Drang der Jugend war damals für beide schon vorüber. Aber schon ihre bisherigen Lebenswege erwiesen sich durch verblüffende Aehnlichkeit wie mit Zauberkäden verbunden. Beide erblickten in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts in ländlicher Einsamkeit das Licht der Welt: Stelzhamer 1802 zu Piesenham als Bub eines Kleinhäuslers und Dorfschneiders, Stifter 1805 als Sohn eines bäuerlichen Flachshändlers in Oberplan. Beide wurzeln, als Menschen wie Künstler, in Heimat und Elternhaus. Beider Hochbegabung wird frühzeitig erkannt und gefördert. Beide besuchen sie geistliche Gymnasien, beide wählen sie, um des lieben Brotes willen, das Studium der Rechte. Beide, mittellos und auf sich selbst angewiesen, genießen bei ihren engeren Landsleuten daheim als ewige Studenten nicht den besten Ruf, beide geben nach Vollendung der Studien den Juristenberuf auf, beide schwanken zwischen Malerei und Dichtung, beide schließen ihre große Jugendliebe mit der bitteren Erkenntnis „Zu spät“ ab, beide wenden sich hoffnungsvoll nach Wien, der Kaiserstadt und Kunstmetropole, beide werden Hauslehrer — und beide erwartet nach Verklingen der Jugendträume erst die hohe, unvergängliche Sendung der Kunst.

Und doch: über solch erstaunlichem Gleichlauf der äußeren Lebensschicksale dürfen die großen inneren Verschiedenheiten der zwei Zeitgenossen nicht übersehen werden. Stelzhamer ist ausgesprochener Schizothymiker. Klein, kaum das Militärmaß erreichend, stolz auf seine frauenhaft zarten Hände und zierlichen Füße, beweglich und gertenschlank bis ins Alter, Freund eines guten Trunkes; nervös, empfindlich, reizbar, Phantast, stets schwankend zwischen himmelhoch Jauchzen und zum Tode Betrübtheit. Damit war Stelzhamer der geborene Lyriker, sein Reich der Vers, sein Lebensweg der eines unsterblich wandernden Rhapsoden, seine endliche Geborgenheit der Ehrensold von Staat und Land. Stifter hingegen weist viele Wesenszüge des Pyknikers auf: Er ist mittelgroß, gedrungen, mit fortschreitendem Alter zur Beibtheit und Bequemlichkeit neigend, Freund einer guten Tafel; dabei ruhig, überlegt und überlegen, Realist, ausgeglichen oder doch nach seelischem Gleichgewicht strebend. Stifter erweist sich damit bestimmt zum Epiker, sein Gebiet ist die Prosa, er wird bald seßhaft, Bürger und schließlich hoher Staatsbeamter.

Im Herbst 1826, als angehender studiosus juris, fuhr Stifter die Donau hinab der Kaiserstadt mit frohen Erwartungen entgegen; ein Jahr später, am 1. November 1827, traf Stelzhamer auf dem gleichen Wasserwege im gleichen Ziele ein. Es bleibt natürlich möglich, daß sich die beiden Juristen schon damals auf akademischem Boden kennen lernten; nachzuweisen ist es nicht. Während Stifter dauernd in Wien blieb und — wie er selbst berichtet — neben seinen Rechtsstudien als Lieblingsfächer Mathematik und Naturwissenschaften trieb, hielt sich Stelzhamer nur kurz in Wien auf und war da meist als Hauslehrer gebunden. Bald machte er sich davon und suchte sein Glück in der Weite, freilich ohne es zu finden.

Nach mancherlei Irr- und Umwegen traf Stelzhamer erst im Mai 1837 wieder für längere Zeit in der Reichshaupt- und Residenzstadt ein; aber nicht mehr als unbekannter Habenicht, sondern als gefeierter Modedichter, dessen Auftreten im vormärzlichen Wien geradezu Verblüffung auslöste. Solche Wandlung hatten seine eben im Verlage des Hofbuchhändlers Rohrmann zu Wien erschienenen „Lieder in oberösterreichischer Volksmundart“ bewirkt, die förmlich über Nacht den „Franz von Piesenham“ berühmt machten. Die nun folgenden acht Jahre bis 1845 stellen den äußeren Höhepunkt in Stelzhamers Leben vor. Als Hochmeister der Mundartdichtung, als Novellist, Aphoristiker, Zeitungsberichterstatler, schriftsprachlicher Lyriker und Vortragskünstler war er damals gleich bekannt und gesucht; im „Silbernen Kaffeehaus“ im „Soupirium“ und ähnlichen Künstlergesellschaften zählte er zu den Stammgästen und mit schier allen Sternen des vormärzlichen Wiener Dichterkommens stand er in persönlichem Verkehr.

Auch zu Stifter knüpfte Stelzhamer damals freundschaftliche Beziehungen an. Die gesellige Offenheit, der gesunde Humor, das originelle Naturburschentum des Landsmannes scheinen Stifter gefallen zu haben. Er selber sah den Piesenhamer gern bei sich zu Gaste und auch seine Gattin Amalie — im allgemeinen den Freunden ihres Mannes nicht allzu gewogen — hatte an dem „lustigen Kunden voller Schnacken“ ihre Freude. Gleichzeitig spannen sich zwischen beiden Dichtern Wechselbeziehungen an, die für beider Zukunft von höchster Bedeutung werden sollten.

Stelzhamer mußte die Ueberlegenheit Stifters in der hochsprachlichen Dichtung wenigstens innerlich zugeben. Er strebte ihm daher in vielen Stücken — so als Mitarbeiter der Wiener Tageszeitungen, Wochenblätter und Almanache — nach und beugte sich zeitlebens, wenn auch manchmal recht unwillig, vor der größeren Lebensklugheit des Freundes. Noch mehr hat wohl Stifter dem Freunde zu danken. Denn Stelzhamer erst hat dem noch im Malertraum befangenen Freunde die Augen geöffnet für seine wahre Berufung, die Dichtkunst. Nur zögernd, auf wiederholtes Drängen ließ sich Stifter dazu bewegen, seine ersten, selber noch gering eingeschätzten „dilettantischen Versuche“ — Proben aus dem „Kondor“ und den „Feldblumen“ — Stelzhamer vorzulesen. Der war vom Eindruck wie niedergedonnert und riet dem Freunde ernstlich, diese Sachen doch drucken zu lassen²⁾ u. ⁴⁾.

Auch die Anekdote hat diesen guten Rat Stelzhamers verewigt⁵⁾. So wird erzählt, daß Stelzhamer eines Tages das Ehepaar Stifter in Wien zur Schiffslände begleitete. Dabei sah er zufällig, daß im Reisepaß Frau Amalie als „Malersgattin“ bezeichnet wurde. Stelzhamer, der selber lange Zeit zwischen Malerei und Dichtung geschwankt hatte, war sich längst darüber klar geworden, daß Stifter vor allem zum Dichter berufen war und faßte dies auch in die Worte: „Ja, gnädige Frau, malen soll er freilich, der Herr Gemahl, aber mit der Federn, net mit'n Pinsel!“ Und beim Heimweg verwies er den Freund nochmals nachdrücklich auf seine wahre Berufung.

Es entspricht völlig dieser Einstellung Stelzhamers, wenn uns als erstes schriftliches Zeugnis seiner Beziehungen zu Stifter jene Besprechung der „Feldblumen“ begegnet, die im Dezember 1840 in Witthauers Wiener Zeitschrift für Literatur, Kunst, Theater und Mode erschien⁶⁾. Stelzhamer schreibt dort:

„Herr, Sie haben da ein gutes schönes Stück Arbeit geliefert und die ganze Iris hat durch Ihren hochroten, herzblutigen Farbenstreif Leben und Bedeutung gewonnen. Sie sind zwar kein rein wetterndes Originalgenie. Sie sind unleugbar nicht weniger in Form als in Stoffwahl ein Jean Paulianer, aber das tut nichts. Ihr Großfürst und Lehensherr braucht solche wackere Vasallen, die ihm einstweilen vorstreiten und den Weg bereiten, auf daß er endlich einbrechen könne mit Kraft und Nachdruck in die dichten Scharen der Ungläubigen, um sich und seinen Gott zugleich zu verherrlichen. Ihre ‚Feldblumen‘ wuchsen auf einem gesegneten Feld, das der Ackerbauer: Geist mit seinen treu emsigen Gehülfen: Herz und Phantasie mit Eifer und Geschick bearbeitet hat und zu einem königlichen Ziergarten vorbereitet. Aber sagen Sie mir, warum folgten Sie Ihrem Großherrs und Meister, dem Sie sonst so leicht und gern folgen, nicht auch darin, daß Sie Ihren Personen, die so gar keine Tages- und Hiermenschen sind, nicht auch einen idealen Schauplatz anweisen? Ihren Helden den ebenso gemüt- als geistreichen Briefschreiber „Albrecht“ und erst volends Ihre aetherische ‚Angela‘ trifft man spazieren oder sitzen in ‚Hadersdorf, Weidlingau etc. etc.‘ Warum nicht lieber gar in ‚Gauernsdorf, Gaimfarn und Eipeldau‘? — dann in Linz und so dort und da herum —. Ach, was weiß ich, aber es gibt Worte in der Sprache, die wie Mistöne in der Musik geradezu alle Illusionen zerstören und alle Poesie töten! Uebrigens bin ich Ihnen als Leser den wärmsten Dank schuldig!“

Aus dieser freundlichen Meinungsäußerung Stelzhamers spricht zunächst seine ehrliche Hochachtung vor Stifters Werk. Daneben offenbart sich auch eine tiefe Verehrung Jean Pauls und eine erhebliche Geringschätzung von Linz, das als berüchtigtes Provinznest noch hinter Eipeldau, die Heimat der berühmten Eipeldauer Briefe, gereiht wird. Stelzhamer fühlte sich damals eben ganz als Wiener.

Gleich einer noblen Verbeugung auf diese Huldigung Stelzhamers wirkt Stifters bescheidene, warmherzige, sachliche und ausführliche Würdigung von Stelzhamers 1841 bei Karl Ueberreuter in Wien erschienener zweiter Sammlung „Neue Gesänge in obderennsischer Volksmundart“⁷⁾. In der ausführlichen Einleitung stellt Stifter die klare Forderung auf, daß der Dichter in der Mundart genau so wie jener in der Hochsprache auf das Uebereinstimmen von Form und Inhalt zu achten habe. Der äußerliche Stempel von Naivität genüge hiezu keineswegs, es müsse sich vielmehr das innere Wesen der gewählten Umwelt im Werke spiegeln. Mit diesem Maßstab tritt Stifter nun an das Werk Stelzhamers heran, wobei er auch Stelzhamers 1837 erschienene „Lieder in obderennsischer Volksmundart“ in seine Betrachtung einbezieht.

Stifter hebt dann den poetischen Wert der einzelnen Gedichte hervor, findet zum Herzen greifende Worte für die Schönheit des Landes ob der Enns und singt ein Loblied auf dessen Bevölkerung. Hierauf untersucht Stifter die verschiedenen Motive der Gedichte Stelzhamers und warnt den Dichter davor, zuviel rein subjektive Empfindungen einzumengen. Schließlich wünscht er dem Werk die herzlichste Aufnahme durch die Leserschaft.

Die Besprechung lautet:

„Unter diesem Titel übergibt der Verfasser seinem Publikum den zweiten Band der Gedichte, im Dialekte des Volkes ob der Enns, oder eigentlich in jener Spielart

desselben, wie sie im Innkreise, der Heimat des Verfassers, gebräuchlich ist. Ohne in Vergleiche mit anderen einzugehen, die auch im Oesterreicher-Dialekte dichteten, oder, wie auch geschah, mit Hebel, dem alemannischen Sänger, wollen wir es bloß einfach versuchen, den Charakter und poetischen Wert dieser Dichtungen, insoweit wir beides zu beurteilen fähig sind, darzustellen und es dem Ermessen der Sachverständigen zu überlassen, inwieweit wir geirrt haben, inwieweit nicht.

Wenn überhaupt die Sprachen die eigentlichen Antlitze der Völker sind, oder vielmehr die Augen dieser Antlitze, aus denen die Seele des Volkes herausschaut, und wenn es daher nicht gleichgiltig ist, in welcher man dichtet, daß z. B. eine Dichtung nicht bloß in französischen Lauten sei, sondern auch französisch: so wird dies umso viel mehr der Fall bei demjenigen sein müssen, der sich aus seiner Muttersprache eine Spielart, und oft eine auf den kleinsten Raum beschränkte, wählet, um in ihr zu dichten. Leitet ihn bei dieser Wahl kein anderer Gedanke, als auch einmal in dieser Mundart ein Gedicht zu machen, und ist das Werk dann so, daß es als dasselbe auch in der allgemeinen Schriftsprache seines Volkes bestehen könnte, so begeht der Verfasser einen Hiatus, der uns, wie jedes Ueberflüssige und Zwecklose, bloß quälet, und da es solcher Gestalt das gewählte Mittel seiner angestammten Innigkeit entfremdet und zum Träger eines widerstehenden Elementes macht, so wird es auch uns widrig, indem es notwendig statt der lebenden freundlichen Augen seines Volkes bloß tote und unheimlich gläserne bringt.

Wie in jeder Sprache, sei es auch des geistig ärmsten Volkes, einige Poesie liegt, die nur ihr zukommt, so liegt auch in jedem Dialekte und in seinem Volk die nur ihm eigentümliche Poesie — und diese, aber auch nur diese bringe der Dialektdichter, und je inniger, durchgebildeter, individueller, aber auch je potenzielter und kürzer er uns diesen Geist, die Seele seines Völkchens, zu bringen versteht, desto mehr entzückt er uns, — selbst den Laien, weil jedes Wahre und Unmittelbare den begabten Leser zugleich mit der Divination seiner Echtheit beschenkt, woher es sich erklärt, wie es geschehen könne, daß uns Perser, Inder, Spanier, Briten usw. gefallen können. Bloß im Stofflich-Sprachlichen wird der Unkundige auf Widerstand stoßen.

Wenn wir nun das eben Gesagte auf unseren Verfasser anwenden, so scheint es uns, daß wir unverhohlen sagen dürfen, daß er mit wenigen unscheinbaren Ausnahmen nicht bloß die Sprache jenes schönen Ländchens brachte, sondern sein ganzes innigstes Sein mit Leib und Seele, ja manche seiner Gedichte sind so einzig voll in jene Form gegossen, daß, wenn man sie selbst ins Lateinische übersetzte (könnte man es), sie dennoch immer nichts anderes wären als obderennsisch.

Wir rechnen hieher aus dem ersten Band: „Den Spielhump“, „Das Lümperl“, „s' Müederl“, „n Aehnl seine Lehrn“ usw., aus dem zweiten: „s' Muedastibl“, „Da Hadara“, „Da Picken“, „n Menschen sein Fürnehma“, „Waldgsangl“ I und II, „s' Gläut“, „s' Vaternhaus“, „Resolut“, „n Vogel seine Frühlingsgsangl“ und andere. Da wir oben von Ausnahmen sprachen, so ist es auch unsere Pflicht, Beispiele hievon anzugeben. In den Gedichten des ersten Bandes: „D' Bleamerl“, „D' Sternl“, „Da Tauba“, des zweiten: „s' alte Gsang“, „Da Gimpel“ dünkt uns, als herrsche in etwas eine sieche Sentimentalität, die jenem Volke in der Art nicht eigen ist, so schön manche jener Gedichte sonst an sich sind, ja so sehr gerade diese Gedichte den Ruf des Verfassers gründen halfen.

Auf den zweiten Punkt, den poetischen Wert dieser Gaben übergehend, gesteht der Referent dieser Zeilen gerne, daß, als ihm die ersten Klänge der Stelzhammerschen Poesien zu Ohren kamen, ein solches Entzücken in sein Herz drang, als uns ist, wenn wir nach langen Jahren wieder die Glocken unseres Heimattaales hören und den Rauch auf den Essen des Vaterhauses aufsteigen sehen. Da der Referent seine ganze Jugend im Lande ob der Enns verlebte, so muß dahingestellt bleiben, wieviel oder wie wenig von jenem Entzücken auf Rechnung dieses Umstandes kommt, aber auch in aller Folgezeit übten diese Gesänge in ihrer Originalität, Gesundheit und Frische und in ihrer oft erhabenen Schönheit der Empfindung einen Reiz und Zauber auf das Gemüt aus, wie wir es nur gewohnt sind, uns an die Ersten unserer Dichter hinzugeben und wie es Stelzhammers Vorgänger, Maurus Lindermair, nicht zuwege brachte.

Wer das Land ob der Enns kennt, wie es so zaubervoll von der Natur hingedichtet ist, von seinen farbigen Alpen angefangen, bis in das reizende Hügelgewimmel seines fruchtbaren Landes hinaus und wer all die Naturgerechtigkeit seiner Bewohner, von der Güte und Innigkeit an, bis zu aller Schlaueit und Uebermütigkeit hin, erlebt hat, der findet alles dieses hier wieder. Die Empfindungen sind die einfachen und starken des Landmannes und des ungebildeten, aber natur-

treuen Volkes: Heimatliebe, Elternliebe, Anschauungen des Naturlebens, Scherz und Spiel, Lustigkeit und kecke Schalkheit. Die Geschlechtsliebe spielt hier nicht die einseitige dominierende Rolle, wie bei so vielen modernen Dichtern, sondern sie ist eine schöne Blume des Lebens, aber weitaus nicht die einzige, ja gerade die schönsten Gesänge unseres Verfassers enthalten dieses Element nicht.

Die schönste Empfindung dieser Dichtungen ist Liebe der Mutter zum Sohne und umgekehrt. „s Muedastübl“ führt uns eine solche Mutter auf in der rührendsten, schönsten Objektivität reicher, liebevoller, einfältiger Herzensgüte, dieses „Müederl“ ist ein vollendet poetisch schöner Charakter, wie er oft nicht in dicken Romanen Raum hat, sich zu entwickeln; gegenüber der Sohn, ein hinaus strebender Mensch, die Liebe und die Sorge der Mutter, die er auch einzig liebt und kränkt. In charakteristischer Malerei und dramatischer Kürze dürfte dieses Gedicht nicht seinesgleichen in der Sammlung und überhaupt nicht viele seinesgleichen haben. An dasselbe reißen sich fast ebenbürtig die anderen Mutter- und Heimatgesänge an.

Ein anderes Element, dessen unser Verfasser fast bis zur Meisterschaft mächtig ist, ist die Komik und gemütreiche Selbstironie mancher Schwächen seiner Landsleute, in welcher Art er uns öfter die plastisch rundesten Gestalten vorspringen läßt, sodaß mit einem Scherze der ganze Mann dasteht. Ein schönes Beispiel dieser Art ist der „Pikan“, wo er in seiner Concinnität fast shakespeareisch kurz ist. Gleich schön sind der „Hadara“, „'n Menschen sein Fürnehma“. Phantasieren über Leben und Tod, Gezogenwerden von Heimweh und Naturgefühlen, sind ein fernerer Stoff unseres Dichters, wie es sich recht schön im „Gläut“ ausspricht. Wunderschön sind die Naturanschauungen und Personifizierungen, solange sie in ihrer Einfachheit bleiben wie z. B. im Waldgsangl I und II, in den Frühlingsgesängen des Vogels, vorzüglich I, III, IV, dann stellenweise im „Waldfräuerl“, aber wo er die Natur zur Trägerin metaphysischer Spekulationen macht, wie im Waldgsangl III, dort, wie schön die Sprache sei und der Glanz der Bilder, fällt ihm die Natur ab, und es erscheint uns willkürlich. Dasselbe, obwohl minder, däucht uns im „Waldfräuerl“ der Fall.

Im Märchen z. B. im „Mahrl von Furtbach“, scheint uns auch das heftige Springen verletzend für das luftige Märchengewebe, das sich anfangs so schön vor unseren Augen zu weben beginnt, aber dann abspringt und nur stellenweise fortgeht. Sehr schön und kraftvoll erscheint uns hingegen der Schluß. Die Gesänge, die von Liebe handeln, sind stets heiter und frei, und da sind sie auch ganz wahr, wie in „D' Augn“, „Fenstagsangl“, „D' Aufrichtigkeit“, „Dö Gsanga vom verhexten Jaga“, aber, wo sie trüb und sentimental sind, erscheinen sie fast städtisch.

Schließlich halten wir es auch für Pflicht, den Verfasser zu erinnern, daß manche der Lieder doch zuviel Subjektives besitzen dürften, das nur von der Persönlichkeit des Verfassers handelt: „D' Waldfräuerl“, S. 34, Vers 13 und folgende, dann: „Wer sö nix zimmt, der is nix“, was ihm bei seinen zahlreichen Freunden und Verehrern seiner Muse eher hinderlich als förderlich ist.

Mit dem aufrichtigen Wunsche, daß allen Lesern eine solche Freude und eine solche Zufriedenheit aus dem Buche erwachse, wie uns, schließen wir diese Zeilen und bitten, da, wo wir irrten, es nachzusehen oder zu berichtigen. Möchte das Buch nur ein so großes Publikum haben können, als andere gepriesene haben, die ihm dennoch an Gehalt weit nachstehen und möge uns der Verfasser bald mit neuen und umfassenderen Studien aus seinem Gebiete erfreuen.“

Das gegenseitige freundliche Begutachten hatte die beiden Dichter so nahe gebracht, daß sie sich an eine Gemeinschaftsarbeit wagten. Es war dies das Sammelwerk: „Wien und die Wiener in Bildern aus dem Leben“⁸⁾. Wohl schon 1840 begonnen, erschien es nach einem wahren literarischen Kreuzweg erst 1844 in Lieferungen bei Heckenast in Pest. Die Anregung, ein diesbezügliches Beginnen Reiberstorfers aufzugreifen, dürfte von Stelzhamer ausgegangen sein, der stets voller Pläne steckte, wie er seiner ewigen Geldnot Herr werden könne. Dieses Beginnen fand bei Stifter, der in ähnlicher Bedrängnis lebte, volles Verständnis. Stelzhamer, der Urheber des Unterfangens, übernahm ursprünglich wohl auch das Sammeln, Sichten, Ordnen und Prüfen der einlaufenden Beiträge, freilich ohne sich darüber klar zu sein, welche Fülle von Kleinarbeit,

Verantwortung und Verdruß mit einer solchen Aufgabe nun einmal verbunden ist. Dazu waren Sitzfleisch, Kanzleiarbeit und Rechnen ebensowenig seine starken Seiten wie künstlerisches Fingerspitzengefühl und Hintansetzen der eigenen Person. Kein Wunder, daß Stifter, der sich weit besser für solche Aufgaben eignete, rasch die Oberhand in der Herausgabe des Buches gewann.

Schon am 21. Juli 1841 (S. W. XVII, S. 74 — 76) schreibt Stifter an den Verleger Heckenast in Pest u. a.:

„ . . . Es betrifft unser Unternehmen: „Wien und die Wiener“. Stelzhammer — (Stifter schreibt den Namen des Freundes fast immer unrichtig mit mm) — Langer und ich sind zusammengetreten und beschlossen, das Werk zu liefern und zwar zu je 14 Tagen 2 Bogen; allein, da Stelzhammer nun durch Umstände veranlaßt wird, von hier fortzureisen und einige Monate abwesend zu sein, so übertrug er seine Verpflichtungen auf mich und dies ist es eigentlich, was ich Ihnen anzeige, um Sie zu fragen, ob Sie nichts dagegen haben.

Ich würde also die Redaktion und Ordnung der Stoffe über mich nehmen, Stelzhammer und Langer senden ihre Beiträge an mich ein, ich lese sie und gebe sie dann ab . . . wir meinen daher, daß die Ordnung die sein sollte: 1. tens Vorrede und Einleitung von Stelzhammer. Dann folgt ein Aufsatz von mir . . . Da wir, d. h. Stelzhammer und ich, uns der Sache hingaben, so fordert es schon unsere Ehre, daß wir für gute Aufsätze sorgen, daher bitten wir uns die Befugnis aus, jedes zurückweisen zu dürfen, was schwach ist. Für Stelzhammer und mich kann ich bürgen, daß Sie keine schwachen Arbeiten bekommen.“

Die im Briefe erwähnte Reise Stelzhamers war seine schon 1841 beabsichtigte, aber erst vom September 1842 bis Mai 1843 durchgeführte große Vortragsfahrt durch Oberösterreich und Salzburg nach München. Stifter nimmt nun die Zügel des Unternehmens, welche Stelzhamer schleifen ließ, fest in die Hand. Er berichtet am 28. Juli 1841 (S. W. XVII, S. 78) an Heckenast:

„N. S.: Für Wien und die Wiener liegen für 3 Druckbogen Manuskripte auf meinem Tisch, von mir und Stelzhammer.“

Stifter meint damit Stelzhamers sechs $\frac{1}{5}$ Druckseiten starken Aufsatz: Wiener Stadtphysiognomien und Wiener Volkscharakter, der allerdings erst im August seine endgiltige Fassung erhielt. Am 2. August 1841 (S. W. XVII, S. 82) tritt dann Stifter in einem Briefe an Heckenast bereits als Stelzhamers Anwalt auf, wenn er ausführt:

„Für Stelzhammer bitte ich, da er schon einen Bogen anticipando erhielt, um folgendes, daß Sie diese anticipando so abrechnen, daß er für den 2ten Bogen, den er liefert, nur die Hälfte bekäme, aber das Ganze quittierte und ebenso beim 4ten Bogen, wo somit ein Bogen hereingebracht ist; denn eben Stelzhammer braucht das Geld.“

Diese etwas verzwickte Verrechnung erweckte in Stelzhammer, der allen Verlegern und Verlagsgeschäften höchst mißtrauisch gegenüberstand und immer die Furcht hegte, über das Ohr gehauen zu werden, das Gefühl der Beunruhigung. Stifter zahlte demzufolge für den dritten, von Stelzhamer eingereichten Artikel: „Ein Abend vor der Linie“ kein Honorar aus, sondern zog die dafür zustehenden 5 fl C. M. den Stelzhamer vorgeschossenen 20 fl ab. Er berichtet darüber am 20. Oktober 1841 an Heckenast (S. W. XVII, S. 96—99):

Am 3. Oktober an H. Stelzhammer für „ein Abend vor der Linie“ 5 fl C. M. Von den an Sie schuldigen 20 fl abgerechnet bleibt noch 15 fl — 6 Seiten — „Stelzhammer ist nicht verläßlich, ich werde mündlich mit Ihnen darüber sprechen.“

Zu dieser erschwerten Verrechnung des dritten Aufsatzes gesellte sich ein ähnliches Mißgeschick bei der Honorierung des zweiten: „Wiener-Kunst und geistiges Leben überhaupt“. Stifter überwies dafür am 3. Oktober 1841 an Stelzhamer 5 fl 20 kr C. M., lehnte den Beitrag aber später ab und verlangte einen anderen besseren dafür, wie aus seinem Brief vom 30. November 1841 an Heckenast (S. W. XVII, S. 100) klar hervorgeht:

„Von dem Verzeichnis der Stücke, die Sie von mir in Händen haben, werden Sie ein Stück nicht erhalten, es ist dies aber kein Versehen oder eine Nachlässigkeit, sondern ich konnte mich nicht entschließen, den Aufsatz: „Wiener-Kunst und geistiges Leben überhaupt“ von Stelzhammer zum Drucke herzugeben, weil er so oberflächlich und sogar frivol gearbeitet ist. Ich habe ihn nicht augenblicklich lesen können, aber, da ich ihn las und die Sache sah, hielt ich ihn in meinem Schreibtische zurück und schrieb dem Herrn Stelzhammer ein Billet, worin ich ihm die Sache anzeigte mit der Bitte, er möchte dafür einen andern Aufsatz machen, dieser ist aber noch nicht eingelaufen.“

Man kann sich lebhaft vorstellen, wie Stelzhamers übersteigertes Selbstbewußtsein durch ein solches „Billet“ angeschlagen wurde. In der ersten Wut übermittelte er einen bereits fertigen neuen Beitrag „Wiener Daguerreotypien in phantastisch romantischem Rahmen, I. Soirée bei Dommayer in Hietzing“, statt ihn Stifter zu senden, an den Wiener Verleger Heinrich Adami, in dessen zwangslosen Beiträgen „Alt und neu Wien“, also einem Konkurrenzunternehmen, er 1841⁹⁾ erschien. Stelzhamer hatte sich dadurch wieder einmal selbst schwer geschadet, wie Stifter ein wenig schadenfroh seiner Frau am 20. August 1841 (S. W. XVII, S. 83 — 84) berichtet:

„Stelzhammer war ordentlich erzürnt, daß er damals seinen Aufsatz so gleich an Adami verschleuderte, ich im Gegentheil war froh, daß der meine noch da lag; denn jetzt ist er zu 20 fl C. M. bares Geld geworden. Es hängt nun bloß von mir ab, wieviel ich mir von dem immer bereithlegenden Gelde erschreiben will; denn ich habe außer Stelzhammer, der faul ist, wie immer, nur den Wagner engagieret und da auch dieser wenig leistet, so fällt doch die meiste Arbeit auf mich.“

Da sich die Bedenken Stelzhamers so leicht nicht zerstreuen ließen, kam es schließlich zur folgenden hier erstmalig veröffentlichten Abrechnung:

„Rechnung zwischen Stifter und Stelzhammer.
Wien, 16. 12. 1841¹⁰⁾).

Rechnung zwischen Heckenast und Stelzhamer:

Heckenast dem Stelzhamer gegeben	20 fl C. M.
dafür Stelzhamer den Aufsatz „Ein Abend vor der Linie“ geliefert	5 fl C. M.
Stelzhamer an Heckenast schuldig	15 fl C. M.

Rechnung zwischen Stifter und Stelzhamer:

Stifter dem Stelzhamer gegeben:	
1. Am 7. August bar	6 fl C. M.
2. Im August in Gegenwart des Bisenius	5 fl
3. Im August nach großem Streite (wo Stelzhamer den Stifter zum Kumpfmüller bis zum Hause begleitet)	2 fl
4. Nach Stifters Ankunft von Peterwardein am 23. September	2 fl
5. Am 3. Oktober bei Gelegenheit der Uebergabe zweier Aufsätze	6 fl
Summe	21 fl C. M.

Dafür Stelzhamer dem Stifter:

1. Einen Aufsatz: „Wiener Stadtphysiognomie und Volkscharakter“ (August)	5 fl C. M.
2. „Wiener Kunst und geistiges Leben überhaupt“, Aufsatz vom 3. Oktober	5 fl 20 kr
3. Bar im November	10 fl
Summe	20 fl 20 kr

Also Stelzhamer noch dem Stifter schuldig 40 kr C. M.

Note 1. An Heckenast wird sich ein Teil der Schuld dadurch tilgen, daß für die Aufsätze nach dem Drucke noch etwas käme, aber da nur drei Aufsätze sind, wird es wenig sein.

Note 2. Da der Aufsatz „Wiener Kunst und geistiges Leben überhaupt“ nicht verwendbar ist, aber schon mit 5 fl 20 kr berechnet, so ist Stelzhamer dem Stifter entweder diese 5 fl 20 kr also im ganzen 6 fl schuldig oder einen Aufsatz im Werte von 5 fl 20 kr, wogegen der andere zurückkommt.

Ich glaube, Du wirst Dich an alles erinnern und diese mit der starresten Buchhalterei gegebene Rechnung in Ordnung finden, da Du wirklich nur drei Aufsätze gebracht hast. Ich bitte um einen andern für „Wiener Kunst etc.“ oder, wenn es Dir lieber ist um 6 fl C. M., wogegen der Aufsatz zurückgegeben wird.

Stifter.“

Schließlich erhielt Stelzhamer als Nachtrag für „Wien und die Wiener“ noch 3 fl 25 kr ausbezahlt. Damit scheint die leidige Geldangelegenheit beigelegt worden zu sein, die seelische Verstimmung freilich nicht.

Stelzhamer hatte längst mit Mißfallen gesehen, wie Stifter sich im Sammelwerk „Wien und die Wiener“ eine ergiebige Geldquelle erschlossen hatte. Das wurmte ihn umso mehr, als er selber sie leichtsinnig einst aus der Hand gegeben. Er erkannte nun auch, welch einflußreiche Stellung Stifter als Makler zwischen Schriftsteller und Verleger inne hatte. Bekam er sie doch durch die Ablehnung seines Aufsatzes deutlich genug selber zu spüren! Neuerliche Selbstvorwürfe waren die Folge. Und sein Herz füllte sich immer mehr mit Bitterkeit gegen den ehemaligen Freund. Das einst so herzliche Verhältnis erkaltete. Am 15. Jänner 1847¹⁰⁾ entschlüpft so der Feder des Piesenhamers in einem Briefe an seine erste Frau der aufschlußreiche Satz:

„Stifter, hast recht, wird heuer scharf beim Zipfel genommen, ist mir aber nicht bange um den — Pffiffikus!“

Die Schwierigkeiten Stifters, auf welche Stelzhamer hier anspielt, sind offenbar dieselben, welche er in einem ohne Tagesangabe an Reitzenbeck, seinen wie Stifters gemeinsamen Freund, gerichteten Brief aus den Anfangsmonaten 1847 (S. W. XXIII, S. 304/5.) zur Sprache bringt:

„Letzthin hat mich Stifter gleich groß mit einem Brief, sowie mit dessen Inhalt überrascht. Stifter, sage Adalbert Stifter, überläßt gleichviel mir oder einem anderen ein Geschäft, freilich, weil er selbst dasselbe eben nicht abtun kann oder wie ich auch weiß, wahrscheinlich nicht abtun will, weil Sauerländer den „kostbaren“ Stifter wie einen andern ordinären Schriftsteller honoriert hat; allein Heinrich (damit ist wohl Reitzenbeck gemeint) weiß ohnehin davon, ist vielleicht gar der An-Stifter solcher Un-Stifterlichkeit; denn der Brief trägt sein bekanntes ‚papierenes‘ Petschaft.“

Stifter, damals von allen namhaften Verlegern und maßgeblichen Schriftleitern als beliebter Dichter umworben, pflegte für seine eingesandten oder zugesagten Beiträge selbst das Honorar zu bestimmen. Für das in der Sauerländischen Offizin zu Frankfurt am Main gedruckte Rheinische Taschenbuch

1846 hatte er die Geschichte „Der beschriebene Tännling“ beigesteuert, dafür aber nicht die verlangte Summe erhalten ⁴⁾).

Auch Stifter war natürlich die Veränderung in Stelzhamers Verhalten nicht verborgen geblieben. Hatte er sich doch ganz von der Mitarbeit an „Wien und die Wiener“ zurückgezogen. „Stelzhamer ist unsäglich faul“, solche und ähnliche Klagen klingen in seinen Briefen an den Verleger immer wieder auf. Ja er beginnt, an Stelzhamers überragender dichterischer Größe zu zweifeln. Der Brief an Heckenast vom 14. Dezember 1846 (S. W. XVII, S. 192) läßt sich wohl kaum anders verstehen:

„Wir sitzen nämlich alle Wochen einen Abend als Vehmrichter bei Dr. Gartner, der uns seine obererennsischen Gedichte liest. Dann wird kritisiert, vorgeschlagen, geändert usw.“

Die Gedichte sind weit über Castelli, Seidl, Klesheim, Kaltenbrunner, Kobell und wenn sie auch vielleicht noch nicht so plastisch und kernhaft sind wie Stelzhamers, so sind sie poetischer, und geben Hoffnung, daß ein nächster Band auch in der Kürze und Stärke der Form den Stelzhammer erreichen, vielleicht übertreffen wird.“

Stifter schrieb zu den 1848 bei Heckenast in Pest erschienenen mundartlichen Gedichten Anton Gartners ein herzliches Vorwort. Das rettete den Band allerdings nicht vor dem gänzlichen Vergessenwerden.

So waren denn die Beziehungen zwischen Stelzhamer und Stifter fühlbar erkaltet. Da führte ein Versuch Stelzhamers eine neuerliche Annäherung herbei. Der Piesenhamer entschloß sich nämlich, seinen „Liebesgürtel“, der lange Jahre im Pulte gehütet worden war, dem berühmten und einflußreichen Freunde zur Begutachtung vorzulegen. Stelzhamer hat sich gewiß zu diesem Schritt nur schwer entschlossen. Ganz abgesehen davon, daß er Stifter noch immer mißtraute, bangte er vor dessen Urteil. Galt ihm doch zeitlebens der „Liebesgürtel“, dieser Gedichtkranz in Hochsprache, den er unter dem unvergeßlichen Eindrucke des ersten tiefen Liebeserlebens begonnen und mit blutendem Herzen durchs bisherige Dasein weiter gewunden hatte, als das liebste, kostbarste und bedeutsamste Stück seines Schaffens überhaupt.

Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß Stelzhamer in geradezu tragischem Verkennen der Wirklichkeit sein hochsprachliches Schaffen im allgemeinen wie seinen „Liebesgürtel“ im besonderen ganz gewaltig überschätzte, während er gleichzeitig die mundartlichen Schöpfungen, auf denen allein seine klassische Größe und dauernde Bedeutung beruht, dauernd unterschätzte. Daher war er denn stets darauf aus, vor allem seine schriftsprachlichen Werke bei Verlegern unterzubringen. Seit der Bekanntschaft mit Stifter zumal legte Stelzhamer nach dessen Vorbild besonderes Gewicht auf die schriftsprachliche Dichtung. Nur die Hochsprache galt ihm als würdig der Gebildeten und Vornehmen, nur sie schien ihm eines großen Dichters wert.

Mit Hangen und Bangen nahm Stelzhamer daher die schon halb vergilbten Schriftzüge des „Liebesgürtels“ wieder vor und übergab sie schließlich Stifter zur Begutachtung. Er teilte ihm gleichzeitig seine Absicht mit, das Buch dem Klassikerverlag Cotta in Stuttgart anzubieten. Ingeheim hoffte er

wohl, daß Stifter, der zu Heckenast und anderen Verlegern gute Beziehungen unterhielt, die Drucklegung fördern würde. Stelzhamer selber verstand es nämlich gar nicht, mit Verlegern umzugehen, wie ihm ja überhaupt jede praktische Lebenstüchtigkeit mangelte. Stifter war vom Manuskript begeistert. Er schrieb darüber am 6. Oktober 1848 (S. W. XVII, S. 309) an Heckenast:

„Liebster Freund!

Stelzhammer brachte mir vor mehreren Tagen einen Band (vielleicht bedeutend, stark) im Manuskripte, um mein Urteil zu wissen. Er hat das Manuskript schon bei 12 Jahren in der Lade, und wollte es endlich doch herausgeben. Es ist ein Liebeslebenslauf in hochdeutschen Gedichten. Ich fiel in das höchste Erstaunen, da ich las, und mein Entzücken und meine Freude wuchs immer mehr. Ich habe jetzt über die Hälfte gelesen und — etwa die Minnesänger des Mittelalters ausgenommen — ist mir nie etwas so Zartes, Naives, lieblich Kräftiges vorgekommen wie diese Gedichte, sie sind so originell, daß sie mit nichts Dagewesenem Ähnlichkeit haben, und sie sind so von Reinheit und Glut durchdrungen, daß sie Lenau z. B. weit hinter sich lassen. Dies ist meine Meinung. Es werden einige Kopien gefertigt, eine wird anonym Zedlitz und eine Grillparzer zugeschickt und um die Meinung gefragt. Die Antworten werde ich Ihnen mitteilen. Stelzhammer will das Manuskript Cotta zuwenden und verlangt dafür 200 Dukaten. Die Sache ist aber vorderhand noch nicht so dringend, da er auf mein Anraten Aenderungen vornimmt und da Zedlitz und Grillparzer gefragt werden. Er hat die Größe der Auflage bei seinem Preise nicht bestimmt. Vielleicht läßt er bei einer kleineren Auflage etwas nach. Nun die Frage: Wenn ich ihn bestimmen kann, das Manuskript Ihnen zuzuwenden, wenn Sie die Urteile von Zedlitz und Grillparzer befriedigend finden, darf ich die Unterhandlungen eröffnen? Natürlich werden Ihnen die Bedingungen und das Manuskript zugesendet, worauf Sie erst Ihren Entschluß offenbaren mögen. Auch können sich bis dahin die Verhältnisse wieder sehr gebessert haben. Ich schreibe Ihnen das, daß Sie sehen, daß ich es mit Ihnen gut meine; denn die Sachen sind so schön, daß sie mich, obwohl mein Kopf und mein Herz von düsteren politischen Dingen voll sind, und ich Liebesgedichten und Gedichten überhaupt nicht mehr sehr hold bin, dennoch in die innigste, tiefste, bezauberndste Welt versetzten und daß ich meine eigenen Sachen dagegen blaß und abgeschwächt empfinde. Wir wollen aber schweigen, daß niemand entgegen wirke!“

Weder von Zedlitz noch von Grillparzer wurde eine Aeußerung über den „Liebesgürtel“ bekannt. Die ehrende Stellungnahme Stifters aber blieb Stelzhamer gewiß nicht verborgen. Man kann sich lebhaft vorstellen, welch phantastische Luftschlösser er sofort in seiner weltfremden Ueberschwänglichkeit darauf baute. Mittlerweile hatte aber Stifter den „Liebesgürtel“ zu Ende gelesen. Und nun — sechs Wochen später — klang sein Urteil in einem Brief an Heckenast vom 21. November 1848 (S. W. VII, S. 311) schon viel gedämpfter:

„Von Stelzhammers Gedicht gefällt mir der zweite Teil bedeutend weniger und, wenn er ihn nicht ganz umändert, wird wohl kein Geschäft zu machen sein.“

Stelzhamer, sicherlich auch von dieser geänderten Ansicht Stifters unterrichtet, scheint nun in seinem Streben, zu retten, was noch zu retten war, Stifter gebeten zu haben, den „Liebesgürtel“ durchzugehen und Aenderungen vorzuschlagen. Reitzenbeck, ein treuer Freund Stelzhamers und Stifters, schreibt ihm wenigstens aus Linz unter dem 19. Dezember 1848¹⁰⁾:

„Stifter ist mit der zweiten Lesung fertig. Er hat an dem Prachtbaum die Stellen bezeichnet, wo dicke Zweige auszuschneiden, und andere, wo neue Triebe anzusetzen wären. Er meint, Du wirst es ihm nicht übel nehmen. Er wisse, was zu viel ist und was noch nottut und er will ein vollständiges Ganzes, wie man es von einem Genie zu fordern berechtigt ist.“

Im gleichen Brief wird noch mitgeteilt:

„Die Zusendung des Liederbuches (Liebesgürtel) wird an Cotta erbeten. Bist Du nun gesonnen, dem Begehren zu willfahren, so gib Deine Meinung kund, ob Du den Gürtel mit oder ohne Abänderung einschicken willst. Entscheide!“

Vermutlich war die ablehnende Beurteilung des zweiten Teiles durch Stifter Ursache, daß Heckenast sich nicht zur Annahme des Liebesgürtels entschließen konnte (Die Briefe Heckenasts an Stifter sind bekanntlich verschollen). Stelzhamer erblickte in Stifters Verhalten, das zuerst so große Hoffnungen in ihm erweckte und ihn dann so grausam enttäuschte, einen neuen Beweis für die Unverläßlichkeit und Zwiespältigkeit des einflußreichen Freundes. Vorderhand freilich nahm er die Beziehungen zu Cotta wieder auf und blieb ihm für die Durchsicht dankbar.

Diese aber scheint wahrlich nicht vergeblich von Stifter gefordert worden zu sein. Schreibt doch sogar der getreue Reitzenbeck am 31. Dezember 1848¹⁰⁾ an Stelzhamer:

„Ich habe Dein Liebesgedicht gelesen!

Ein schöner Tag kam in mein Herz, eine Sonne, die ihre Glutstrahlen in das ganze Geäder und in alle Flebern des Leibes und der Seele ergoß. Ich umarme den Dichter für die gespendete Freude, die so groß war, daß mein scharf forschendes Auge erst bei der zweiten Schau — bei der ersten schwamm es völlig im Rosenblattglanze — manche Dornenlänge und einiges Wucherkraut bemerkte. Daran muß ein Schnitt geschehen — insoweit bin ich mit Stifter einverstanden — weiter nicht!“

So ging dann, langsam aber sicher, die Durchsicht des Liebesgürtels weiter. Stelzhamer schrieb darüber am 13. April 1849¹⁰⁾ an seine Frau Betty u. a.:

„Denk Dir, er (Stifter) selbst, mit eigener Hand schreibt meinen ‚Gürtel‘ mit zierlicher Schrift auf schönstes Papier und Buchhandlung Cotta ist schon voll Ungeduld. Laß gehn, Weib, ich werde endlich doch ein gutes Geschäft machen und uns wieder aus der Klemme reißen!“

Nach der feinsäuberlichen Abschrift durch Stifter — Stelzhamer hatte eine zwar sehr charakteristische, aber nicht leicht lesbare Handschrift — machte sich Stelzhamer selber mit Eifer ans Werk. Darüber schreibt er am 12. Dezember 1849¹⁰⁾ an seine Frau:

„Der berühmte Buchhändler Cotta aus Stuttgart war neulich in Wien und ich hatte eine lange Unterredung mit demselben. Er ist sehr gespannt und sieht mit wahrer Ungeduld meinem Buche entgegen. Er wird es auch bald in seine Hände bekommen; denn, mein teures Weib, ich arbeite bereits seit dem 1. Dezember an dessen allerletzter Feilung und sorgfältigsten Reimstellung.“

Karl Poemer²⁾ (S. 69 — 111), hat in seiner Doktorarbeit den Versuch unternommen, Stifters Anteil an Stelzhamers „Liebesgürtel“ herauszuarbeiten. Es bleibt das freilich ein ebenso heikles wie undankbares Beginnen. Heikel, weil bei Stelzhamers Eigenwilligkeit und Selbstbewußtsein das direkte Eingreifen einer fremden Feder gerade in dieses Lieblingswerk recht wenig wahrscheinlich ist. Es scheint sich auch tatsächlich nach allen Berichten weit mehr um ein Beraten als um ein Ausbessern des Wortlautes gehandelt zu haben; undankbar deshalb, weil bis zur schließlichen Drucklegung im Jahre 1855 bei Cotta gerade dieses Werk Stelzhamers immer und immer wieder überarbeitet, verbessert und verändert wurde. So schreibt Stelzhamer am 19. Juni 1854¹⁰⁾ an seine Frau Betty:

„Das Buch steht jetzt in völlig tadelloser Form und innerer Einheit da. Ich wußte gar nicht, daß ich die Kraft der Formbewältigung in diesem Grade besitze, wäre in Bayern oder gar im üppigen Vaterland auch nie zu diesem Bewußtsein gekommen, das konnte nur im nüchternen, verständigen Schwabenland und unter den roten, Kerkermauern ähnlichen Weinbergen von Stuttgart geschehen. — Stifter und Reitzenbeck werden mit hoher Freude die Veränderung des Buches, das sie ohnehin schon so hoch angeschlagen haben, wahrnehmen und Stifter wird dann wohl auch mit der Feder das Seinige tun.“

Eine Woche später berichtet Stelzhamer am 24. Juni 1854¹⁰⁾ an seine Gattin:

„Ich bin noch angebunden, hatte jedoch gestern abends bereits die Genugtung, daß mich Graf Wilhelm öffentlich mit außerordentlichen Lobsprüchen beschenkte; er hat den ersten Teil des Buches in seiner neuen Form gelesen, ja, was sage ich gelesen, wieder wie Stifter durchstudiert, und heute haben wir in seinem Palais vier volle Stunden wieder daran gefeilt und beraten.“

Aus diesen Ausführungen Stelzhamers kann man wohl mit Recht herauslesen, daß sich Stifter wie Fürst Wilhelm auf die bloße Beratung beschränkte, während die Aenderungen im Liebesgürtel von Stelzhamers Hand stammen.

Das Jahr 1848 führte Stelzhamer mit Stifter für längere Zeit in Linz zusammen. Es kam wieder zu einem regeren persönlichen Verkehr zwischen beiden und auch zwischen ihren Frauen, in den auch die gemeinsamen Freunde wie Reitzenbeck, Schaller, Binzer usw. einbezogen waren.

So schreibt Stelzhamer an seine Frau am 27. 9. 1849:

„Die Leute, liebe Betty, bewahren Euch in bestem Andenken. Frau Stifter trug mir eigens auf, Dich im nächsten Briefe zu grüßen und wenn sie Dir einmal anders — stolz vorgekommen, so solltest Du überzeugt sein, daß es, wie es ihr öfter gehe, Verlegenheit gewesen sei.“

Auch als Fürsprecher für sein Kleinod, den „Gürtel“, suchte Stelzhamer den Freund Stifter einzuspannen. Deshalb richtete er Ende April 1850 (S. W. XXIII S. 71 — 73) folgenden in mehr als einer Hinsicht aufschlußreichen Brief an ihn:

Wien, Ende April 1850.

„Lieber Stifter!

Heut in aller Gottesfrühe, wo noch mein Blut in möglichster Süßigkeit fließet, richte ich ein förmliches Bittgesuch, ein aufrichtiges: domine, exaudi orationem meam et clamor meus ad te veniat an Dich, meinen alten Freund, der mir einmal und das in einem hohen feierlichen Momente, wo fast meine Zornflut noch in voller Höhe ging, beteuerte: daß mich ohnehin kein Mensch auf der Welt so gern habe, wie er, an denselben alten Freund richte ich heute ein förmliches Bittgesuch — Höre!

Morgen kommt Cotta nach Linz und Du zu ihm oder er zu Dir, kurz, Ihr kommt zusammen, weil er Dich sehen und sprechen will, muß, was weiß ich. — Es wird dann und unter andern auch von mir, respektive von meinem „Gürtel“ die Rede kommen, ich habe mich gestern abends fast 1 Stunde auf das beste und hoffnungsreichste mit ihm unterhalten. Er ist ein gar affabler Mann! Und da kommt es dann wieder sehr viel auf Deinen Ausspruch an, ob sich meine großen und kühnen Hoffnungen realisieren.

Stifter, da Du einmal das Glück hast, ein glücklicher Mensch auf Erden zu sein und eine imponierende Stellung im Leben eingenommen zu haben, so gebrauche sie einmal zu Lust und Wohlfahrt statt zu Kummer und Weh des ratlosen Freundes, laß ab von Deiner ungerechten Forderung: daß ein Buch der dämonisch bewegten Neuzeit von der ersten bis zur letzten Seite in minnesängerlicher Naivität verharren solle, sage vielmehr Cotta, daß Du (was ja nach Deiner Behauptung bei meinem Werk wird geschehen müssen) die erste gründliche Abhandlung schreiben wollest, und betrachte mein Buch als das, was es ist, nicht ein im Kopf kombiniertes, mühevoll und kunstreich gedrechseltes Parodiestück oder Gaukelwerk, sondern als die notwendig gewordene Creation eines Menschengeistes, der wie nach dem Bilde so

auch einzig nach dem Vorbilde jenes großen, ewigen Geistes seine Liederwelt hinbreitete und hinschrieb ins ewige Blau des Universums, wohl wissend, daß die innere vesuvische Gärung später manche holde Blumenstelle, manches grüne Plätzchen unter schattigem Oelbaum, wo eben ein seliges Menschenpaar die Wonnen des Daseins feiert, mit ihrem Schwefelbrei übergießen und verderben, daß hie und da, bald mitten im Hain und Blachfeld, bald aus dem Spiegel des Sees ein unheimlich gezacktes Teufelshorn etc. etc. sich erheben und aufschließen, dagegen auf einer anderen Stelle ein blühendes Reich reißen, klüften und zu einem schauerlichen Abgrund versinken werde etc. etc., daß es aber dennoch und dessenungeachtet wie jede andere eine kugelrunde Welt verbleiben und alles Melodeien mit einem lauten Haleluya endigen müsse — so, Freund Stifter, betrachte mein Buch, du weißt, ich bin kein Enthusiast weder in eigenen noch fremden Dingen, aber das Zeugnis der Wahrheit tut mir wohl, ob ich es gebe oder empfangе, so betracht' es und versprich Cotta die gründlichste Abhandlung aus Deiner schönsten Feder, dann hast Du ein begangenes Unrecht wieder gut gemacht

an Deinem unveränderlichen

Fr. Stelzhamer

Deiner Frau meine beste Empfehlung, Reitzenbeck und Schaller einen Gruß.

Was Stifter darauf antwortete, ließ sich bisher nicht feststellen.

Auf jeden Fall verdient aber eine Stelle in Stelzhamers Brief besondere Beachtung. Es sind die Worte: „Stifter, da Du einmal das Glück hast, ein glücklicher Mensch auf Erden zu sein und eine imponierende Stellung im Leben eingenommen zu haben, so gebrauche sie auch einmal zu Lust und Wohlfahrt statt zu Kummer und Weh des ratlosen Freundes!“ Tiefe Verbitterung, schwerer Vorwurf, arge Bedrücktheit Stelzhamers spricht aus diesen Zeilen, die zwar objektiv gewiß nicht einwandfrei zu rechtfertigen, subjektiv aber schließlich zu verstehen sind.

Stelzhamer erblickte nämlich zeitlebens in Stifter den in gleicher Weise durch irdische Güter wie Gaben des Geistes arg Bevorzugten des Schicksals. Während er selber in den Jahren vor und nach 1848 mit Weib und Kind in wirklichem Elend darbt, glaubte er Stifter über alle Daseinssorgen hoch erhaben. Daß dies nicht der Fall war und sich auch in dessen Nachlaß reichlich Schulden finden sollten, ahnte er nicht. Während er selber verzweifelt um die Anerkennung als Dichter in der Hochsprache rang, schien sie Stifter mühelos in den Schoß zu fallen. Von Stifters einsamen Seelenkämpfen, Rückschlägen, Enttäuschungen wußte Stelzhamer nichts oder nur wenig. Während er selber bei Verlegern und Herausgebern Aerger um Aerger erlebte, sah er Stifter dort als Vertrauensmann wie als Dichter in gleichem Ansehen. Er fühlte sich daher von ihm hintergangen, ohne sich einzugestehen, daß vor allem die eigene Lebensunklugheit und Starrsinnigkeit die Ursache der eigenen Mißerfolge blieb.

Dazu kam nun die Tatsache, daß Stifter schon dreimal — in Auswahl wie Bezahlung der Beiträge zu „Wien und die Wiener“, in der Besprechung und schließlich im Verlegen des „Liebesgürtels“ — wirklich oder vermeintlich seinen Weg durchkreuzt und seine Absichten vereitelt hatte. Um 1848 tauchten nun zwei weitere, schwerwiegende Gründe auf, die zur weiteren Entfremdung der beiden Musenfreunde beitragen mußten: Stelzhamers Absicht, ein Schullesebuch zu schreiben und Stifters Ernennung zum Schulrat — oder wie wir heute sagen — zum Landesschulinspektor der Pflichtschulen in Linz.

Das Linzer „Oesterreichische Volksblatt“ bringt am 17. Oktober 1849 Nr. 166 unter dem Titel „Kunst und Wissenschaft in Oesterreich“ die folgende Nachricht: „Ein im In- und Ausland anerkanntes Talent, ein Stifter; ein Volksdichter Stelzhamer weilen gegenwärtig in unseren Mauern, welche Anerkennung zollte ihnen bisher Oberösterreich?“ Nun Oberösterreich war daran, beider großer Söhne würdig zu gedenken. Was Stifter betrifft, so schreibt er selber am 18. September 1867 (S. W. XXII, S. 153) in seinem brieflichen Lebensabriß an Joseph Kehrein, dem er für eine von diesem geplante Anthologie auch Stelzhamer als Mitarbeiter empfiehlt:

„Im Mai des Jahres 1848 ging er (d. h. Stifter) mit seiner Gattin nach Linz und blieb im Sommer und im Winter dort. Im Jahre 1849 erhielt er vom Unterrichtsminister Thun den Ruf als Schulrat und Volksschulinspektor von Oberösterreich, welches Amt er im Jahre 1850 antrat. Er übersiedelte in diesem Jahre ganz nach Linz und verwaltete sein Amt bis 1865 . . .“

Zu dieser ehrenden Ernennung Stifters hatten neben dem oberösterreichischen Statthalter Dr. Fischer gewiß auch seine guten Beziehungen zu Wiener maßgeblichen Stellen, wo man Stifter kannte und schätzte, beigetragen. Schreibt doch Stifter selber in dem eben erwähnten Lebensabriß von sich: „Er blieb in jener Zeit (ab 1826) immer in Wien und gab in Mathematik, Physik, Geschichte und den schönen Wissenschaften Privatunterricht. — Unter seine Schüler zählte er auch Sr. Durchlaucht Richard von Metternich, den gegenwärtigen österreichischen Botschafter in Paris, den er in den Jahren 1844 — 1846 in Mathematik und Physik unterrichtete.“ Daß Stifter solche Beziehungen zum Sohne des allmächtigen Staatskanzlers nicht schadeten, ist begreiflich. Stelzhamer schreibt denn auch am 13. April 1849¹⁰⁾ an seine Frau Betty: „Den Stifterschen ging es mit seinem Bruder nicht besser als uns und werden auch später eine Weile an der geschlagenen Wunde zu heilen haben. Allein er hat Hoffnung beim Unterrichtsamte endlich eine Stellung zu erhalten.“ Der Ton dieses Briefes ist noch recht freundschaftlich und sachlich, sicher aber ohne jede Spitze gegen Stifter.

Mittlerweile war aber Stelzhamer, gewitzigt durch die Erfahrungen der letzten Jahre, zur Einsicht gekommen, daß er, schon mit Rücksicht auf seine Familie sich um ein gesichertes Brot umsehen müsse, denn die patriarchalische Lebensführung des Vormärz, auf die sein gesamtes bisheriges Leben aufgebaut war, ließ sich nicht mehr aufrechterhalten. Angeregt durch Linzer Freunde aus dem Professoren- wie Lehrerstande und wohl auch beeinflusst von ähnlichen Vorhaben Stifters, faßte also Stelzhamer den Entschluß, ein Schullesebuch zu schreiben. Er hoffte, damit gleichzeitig drei Zielen näher zu kommen; nämlich erstens einen wirklichen Notstand in den Lehrbüchern zu beseitigen, zweitens eine tüchtige Stange Geld zu verdienen und drittens sich dem Unterrichtsministerium als Schulinspektor für Oberösterreich zu empfehlen.

Da Stelzhamer von gleichen Absichten Stifters wußte, so erwachte der alte Argwohn in ihm aufs neue. Am 4. September 1849¹⁰⁾ schreibt er an seine Frau:

„Gott gebe, liebes Weib, daß Deine Zuversicht vonwegen des Landeschefs sich bald der Bestätigung erfreue, ich hege auch keinen sonderlichen Zweifel, obwohl es mir unlieb ist, daß sich Freund Stifter wieder dabei beteiligt und zu schaffen macht. Allein ich tue ihm in meinem vorgefaßten Argwohn vielleicht ganz unrecht. Nun, es wird sich zeigen.“

Schon viel schärfer spricht sich Stelzhamer fünf Wochen später am 13. Oktober 1849¹⁰⁾ in einem abermals an seine Frau Betty gerichteten Schreiben aus:

„Meine Ministerialsache scheint ein Strudelteig zu werden und verdanke dies nebst mehreren Ministerial-Böhen wahrscheinlich auch meinem Freund Stifter, der sich in engster Nähe um den eitlen Landeschef herumdrückt, der mir schwach genug scheint, allen seinen Einflüsterungen vollen Glauben zu schenken. Ich war erst vor ein paar Tagen wieder bei dem Chef (d. h. Statthalter Alois Fischer), der immer voll Freundlichkeit ist, mir die Hand reicht, den Bart streichelt, mich „unsere Opferdingen“ und „Barden“ nennt, aber — und das scheint ja ist Stifters Werk — nicht sonderlich viel von meinem Beruf und Eifer für strenge Arbeit, wie die Zusammentragung eines solchen Schulbuches usw. zu halten scheint. Er läßt sogar durchblicken, daß ich für derlei Zeug zu gut wäre, kümmert sich aber nicht, wovon ich samt Euch ferner mich fortbringe.“

Die weitere Entwicklung dieser Angelegenheit mußte Stelzhamer in seinem Argwohn nur bestärken. In Wien trug man nämlich Stifter zunächst die Stelle eines Gymnasialinspektors für Wien und Niederösterreich an. Er nahm auch anfangs an, zog aber dann seine Ernennung zum Schulrat für Oberösterreich, wo er sich mehr Muße für seine Dichtung erhoffte, der Wiener Stelle vor. Die Berufung nach Linz erfolgte mit Erlaß vom 3. Juni 1850 des Ministers Leo Thun. Stelzhamer war als zu leichtlebig schließlich fallen gelassen worden. Er empfand solche Zurücksetzung nicht bloß als schwere persönliche Kränkung, sondern ebenso als harten Schicksalsschlag. Stand er doch weiter mit Frau und Kind vor dem Nichts. Auch die so schön schillernde Seifenblase des Schulbuches platzte schließlich, ohne den erhofften Erfolg zu bringen. Es hatte schließlich ein ähnliches Schicksal wie Stifters mit Aprent verfaßtes Lesebuch, das von Heckenast gedruckt und verlegt, aber vom Ministerium zum Unterricht nicht zugelassen wurde. Stelzhamers Lesebuch wurde wohl mit 500 fl. honoriert, aber nie gedruckt.

Das gegenseitige Verhältnis zwischen den beiden Dichtern blieb fortan gespannt. Stelzhamer zumal hielt mit seiner Verbitterung nie zurück. Viele Jahre später äußerte er sich noch zu Pfarrer Koch und Maler Blumauer, als in Gmunden die Rede auf Stifter kam: „Der hat mir Weib und Kind gefressen!“ Er wollte damit andeuten, daß Stifter ihm die Möglichkeit genommen habe, Frau und Kind entsprechend zu erhalten. Beide sind früh gestorben. Da niemand geringerer als Hofrat Dr. Nusko, einst Finanzprokurator von Oberösterreich, diese Äußerung Stelzhamers 1902 in seinem handschriftlichen Lebensabriß Stelzhamers berichtet, so darf sie wohl als verbürgt angenommen werden.

Wie Stelzhamers Frauen über Stifter dachten, geht aus folgender Briefstelle hervor, die Stelzhamers Frau Betty 1850¹⁰⁾ an ihren Mann schrieb:

„Ja, ja, lieber Mann, mein Herz hat Stifter nie Freund genannt, denn dieser Mann kann keinem Menschen Freund sein!“

Echt weiblich und menschlich ergreifend zugleich wirkt dagegen in diesem Zusammenhang der Brief, den Betty Stelzhamer aus Ried unterm 11. Mai 1851 ¹⁰⁾ ¹¹⁾ an ihren Mann richtete:

„Vorigen Monat, die letzten Tage, war Stifter mit Gattin in Ried. Schon gleich nach ihrer Ankunft hab ich sie gesehen und gesprochen. Beide, sehr freundlich und lebenswürdig gegen mich, sind zu uns rückwärts in den Garten hineingegangen und sehr lange dageblieben. Sie haben mich eingeladen, sie zu besuchen für den morgigen ganzen Nachmittag.

Lieber Mann, vergib mir, für den ersten Augenblick hab ich sie beneidet in ihrer Herrlichkeit, denn unwillkürlich hat sich mir der Gedanke aufgedrungen, auch wir könnten es so haben, wenn Du gewollt hättest. Als ich sie aber besuchte, obwohl mein Verlangen es nicht war, aber ich hab es wegen den Leuten getan, denn Du kennst ja auch die Leute: „Der Schulrat, die Stelzhamer geht zu ihm!“ Und was noch mir sehr lieb war, beide haben mich zuhause begleitet.

Als ich sie besuchte, war mein Neid, wollte ich Dir sagen, weg, denn bei all dem, daß sie alles hat, ist sie doch unzufrieden und noch immer die Raunzen wie früher und sie hat mir's ins Gesicht gesagt, daß sie mich um die Lini, die sie sehr groß und gut aussehend gefunden hat, beneidet. „Hätt ich nur so ein Wesen!“ waren ihre Worte. Und ich, lieber Mann, hab mich, wo ich sie gestern beneidet hab, heute groß und reich ihr gegenüber gefühlt.

Dein Dich liebendes Weib
B. Stelzhamer.“

Auch Stelzhamer selber spielte nicht immer den Unversöhnlichen. So erkündigt er sich in einem Brief an Schaller am 3. August 1852 ¹⁰⁾ um das Befinden der Linzer Freunde und nennt dabei Stifter an erster Stelle. Am 3. Juni 1854 ¹⁰⁾ vermerkt Stelzhamer in einem Schreiben an seine Gattin Betty über seinen Liebesgürtel: „Stifter, Reizenbeck, die Apostel der hohen Sittlichkeit, haben mein Buch mit Erstaunen und Lust gelesen . . .“ Am 7. Juni 1854 ¹⁰⁾ berichtet Stelzhamer abermals u. a. an seine Frau: „ . . . Die gewissenhafte Durchsicht meines Buches zeigt mir wirklich noch eine Menge Mängel, auf die mich Stifter und die anderen Freunde längst hätten aufmerksam machen sollen. Entweder sie verstanden es nicht, oder — sie getrauen sich nicht . . .“ Ein paar Tage später, am 19. Juni 1854 ¹⁰⁾, liest man wieder in einem Brief Stelzhamers an Betty: „Stifter und Reizenbeck werden mit hoher Freude die Veränderung des Buches, das sie ohnehin schon so hoch angeschlagen haben, wahrnehmen und Stifter wird dann wohl auch mit der Feder das Seinige tun . . .“ In ähnlichem Sinne äußert sich Stelzhamer am 27. Juni 1854 ¹⁰⁾ an Cotta: „Freund Stifter soll die prophezeiten Abhandlungen erst Ihnen und mir nicht lange schuldig bleiben, denn er wird große Freude haben, daß das von ihm so hochgestellte Buch endlich erscheint und zwar in dieser neuen Umgestaltung, die er wohl kaum für möglich gehalten hätte.“ Am 3. März 1855 ¹⁰⁾ ist es dann endlich soweit. Stelzhamer sendet das erste aus Cottas Pressen hervorgegangene Buch „Gedichte“ mit dem in „Liebe“ umbenannten „Liebesgürtel“ an Schaller mit den Worten: „Vergiß auf ein Stündchen Deine Amtsbeschwerde und Amtsherrlichkeit und blicke in mein neues Buch! Wenn Du aber hineingeblickt hast, schicke es augenblicklich an Stifter und ich lasse ihm nebst meinem Gruße sagen: er möge nun eine, die erste von seinen dem Buche prognostizierten Abhandlungen schreiben und den Cotta-Herren einsenden!“ Schallers Antwort vom 15. April 1855 ¹⁰⁾ bereitete Stelzhamer aber eine große Enttäuschung. Denn der Freund schrieb: „Deinem Wunsche gemäß habe ich das Buch auch dem gegenwärtig mit einem Gehalt von 1800 fl. C. M. definitiv angestellten Schulrat Stifter eingehändigt. Er sprach sich

darüber äußerst günstig aus und behauptete Einzelnes sei so außerordentlich schön, daß es keiner der jetzt lebenden Dichter so zustandebringe; das Ganze aber, meinte er, hätte keinen genügend motivierten Zusammenhang nach seiner Anschauungsweise. Dies und der weitere Umstand, daß er von den odiosen Arbeiten seines gegenwärtigen Amtes zusehr in Anspruch genommen ist, dürfte wohl Ursache sein, daß Dein Wunsch bezüglich der „Abhandlung“ nicht in Erfüllung gehen wird.“

Stelzhamer war über das Scheitern seines langjährigen Planes, daß Stifter sein Lieblingswerk, den „Liebesgürtel“, mit warmer Empfehlung einbegleiten werde, gewaltig betroffen. Diese Verstimmung spricht deutlich aus der Frage, die er am 6. September 1855¹⁰⁾ in einem Brief an Schaller richtet: „Stifter, sie, soll ebenfalls gestorben sein. Ist's so?“ Offenbar hatte er aber trotzdem wie an viele andere Freunde auch persönlich an Stifter geschrieben, diesem seine Notlage geschildert und um geldliche Hilfe gebeten, wenn schon die literarische versagt blieb. Aber Stifter war ablehnend gewesen und hatte mit folgendem Schreiben¹⁰⁾ unmißverständlich abgewunken:

„Linz, 9. 5. 1858.

Lieber Stelzhamer!

Bei den jetzigen Preisen der Lebensmittel, welche das in Conventionsmünze kosten, um was sie vor 12 Jahren in Wiener Währung zu haben waren, ist das Beamtenleben weit nicht mehr so glänzend wie einst und ich kann, was mir Schaller, der meine Verhältnisse gut kennt, bezeugen wird, keine anderen Ausgaben machen als für mein eigenes Haus. Was ich von Zeit zu Zeit über mein Haus hinaus auszugeben habe, nehmen reichlich meine Verwandten in Anspruch, die von beiden Seiten Unterstützung bedürfen und auch das nächste Recht dazu haben, da darunter so viele Kinder sind, die sich nichts verdienen können und die vier Kinder meines Schwagers Mohaupt noch dazu vater- und mutterlose Waisen sind.

Wenn mir meine unbedeutende Schriftstellerei etwas einträgt, so sehe ich es als eine Forderung Gottes, der mir diese Möglichkeit verleiht, an, die Meinigen wenigstens zum Teil, da meine Beamten-Pension wegen der wenigen Dienstjahre nie groß sein wird, für ihre Zukunft zu sichern, um, wenn ich früher, als ich denken sollte, abberufen werde, doch die Augen mit nicht großen Vorwürfen meines Gewissens schließen zu müssen. Ich habe von diesen Einkünften gar nichts Bares in der Hand und trotz meines zurückgezogenen Lebens vermöge dem ich nie öffentliche Orte besuche oder die gebräuchlichen Vergnügungen mitmache, ist in manchen Monaten meine Barschaft so knapp als möglich.

Mit jenen Wünschen für Dein Wohl, welche ich Dir so oft ausgesprochen habe, zeichne ich mich

Dein immer gleicher

Adalbert Stifter.“

Wie der Schluß dieses Briefes zeigt, betont Stifter seine stets unveränderte Freundschaft zu Stelzhamer. Auch sieben Jahre später, am 29. August (S. W. XXIV, S. 222/223), schreibt er in ganz gleichem Sinne an Schaller: „Was treibt Stelzhamer, der gegen mich fast unwirsch ist und den ich doch liebe?“ Stifter ließ es auch keineswegs nur bei den Worten bewenden, denn Schaller berichtet am 21. Juli 1867¹⁰⁾ an Stelzhamer: „Schreibe mir, sobald als möglich, ob es Dir recht ist, wenn Stifter Schritte macht, daß Du aus der Schillerstiftung 200—300 fl. bekommst. Wir beide haben die Angelegenheit besprochen und Stifter würde mit Freuden an eine von mir bezeichnete einflußreiche Persönlichkeit sich wenden, um obigen Betrag für Dich zu erlangen.“

Auch zu dem 1861 von Ferdinand Axmann, Wien, gemalten Oelbild Stelzhamers dürfte wohl Stifter die Anregung gegeben haben. Der junge Künstler

war ja der Sohn seines Freundes und Illustrators Josef Axmann. Stifter erwähnt in mehreren Briefen, daß er ihm verschiedene Modelle in Linz erworben habe und sich bei seinem nächsten Aufenthalte in der Landeshauptstadt das ganze geistige Linz von ihm malen lassen werde.¹²⁾

Die letzte Zusammenkunft Stelzhamers mit Stifter, von der sich Nachricht erhalten hat, fand im Juni des Jahres 1867 in Linz statt. Stelzhamer schreibt darüber am 16. Juni¹⁰⁾ an seine spätere zweite Frau Therese Böhm-Pammer: „Was meinen angedeuteten Ortswechsel betrifft, so wäre ich bereits gestern mit Stifter nach Kirchschiag gefahren, wenn die Witterung es zugelassen hätte, um auf Anraten besorgter Freunde die so gerühmte dortige Luft und Wasserkur zu gebrauchen. Wir fahren auch mit dem nächsten schönen Wetter dahin.“¹⁰⁾ Diese Absicht wurde tatsächlich verwirklicht. Am 20. Juni 1867 berichtet Stifter an Amalie aus Kirchschiag (S. W. XXII, S. 136): „Wir sind sehr gut heraufgekommen, haben in meinem Zimmer, das wie die andern von einem Maler aus Gramastetten gemalt worden ist, gegessen, sind dann spazieren gegangen —, haben darauf die Jause genommen und Stelzhamer ist dann mit dem Wagen nach Linz zurückgefahren — Stelzhamer hat das linke Eckzimmer bestellt und will Freitags auf längere Zeit heraufkommen —“.

Am nächsten Tag (21. Juni 1867) berichtet Stifter an Amalie: „Ich habe die wunderbare Fernsicht betrachtet; aber es ist öde in mir, ich habe das Heimweh. Wenn morgen Stelzhamer kömmt, so wird es vielleicht besser“ und fügt am gleichen Brief resigniert bei: „Es war wieder ein Flaker aus Linz mit 4 Personen hier. Sonntag kommen gewiss viele Leute herauf. Stelzhamer kam nicht. —“

Stelzhamer konnte seine Absicht nicht mehr ausführen, er mußte nach Salzburg verreisen. So wurde dieses Zusammensein in Kirchschiag im Juni 1867 zur letzten Begegnung der beiden großen Oberösterreicher. Zeitgenossen, wie der Vater des Schreibers dieser Zeilen haben die beiden Dichter wiederholt einträchtig zusammen gemütlich plauschend auf der Promenade gehen gesehen. Damit klingt das Verhältnis Stelzhamer - Stifter nach mannigfaltigen Verstimmungen doch aus, wie es begann, im Einklang von Achtung und Freundschaft.

Schrifttum

1) Bindtner, Josef: Franz Stelzhamer und Adalbert Stifter. Heimatland, Linz, 1925, 23. 8. Nr. 34.

2) Poemer, Karl: Stelzhamer und Stifter in ihren Beziehungen zueinander. Dissertation, Wien, 1949.

3) Bindtner, Josef: Adalbert Stifter, Sein Leben und sein Werk. Wien, 1928, S. 161/2.

4) Jungmaier, Otto: Adalbert Stifters Erstdrucke in Almanachen und Zeitschriften. Das Antiquariat, Wien, 1951. Okt.-Nov. S. 72.

5) Commedia, Hans: Geschichten aus Österreich. Linz, 1947.

6) Stelzhamer, Franz: Die Almanache von 1840, Iris 1841. Besprechung. Wiener Zeitschrift für Literatur, Kunst, Theater und Mode, hg. Friedrich Witthauer, Nr. 205 — 209, 24. — 31. Dezember.

7) Stifter, Adalbert: Neue Gesänge in oberösterreichischer Volksmundart von Franz Stelzhamer, Wien 1841 bei Karl Ueberreuter, Besprechung. Allgemeine Theater-Zeitung, hg. Bäuerle, Wien, 1941, Nr. 176 — 177, 24. — 26. 7. Nachdruck: S. W. XVI, S. 335 — 339.

8) Stifter, Adalbert: Wien und die Wiener in Bildern aus dem Leben. Von Adalbert Stifter zusammengestellt. Pest 1844. S. W. XV, 2. Abt. S. 3 — 254.

9) Stelzhamer, Franz: Wiener Daguerreotypien in phantastisch-romantischem Rahmen. I. Soirée bei Dommayer in Hitzing. Alt- und Neu-Wien, Beiträge zur Beförderung lokaler Interessen für Zeit, Leben, Kunst und Sitte, hg. Heinrich Adami, Wien 1841. 2. Bändchen, S. 64—71.

10) Stelzhamer Nachlaß im Oberösterr. Landesmuseum, Linz a. d. D.

11) Erstdruck: Max Bauböck: Stelzhamer in Ried, Zum Todestag des großen Heimatdichters. Rieder Volkszeitung, 1949.

12) Persönlicher Hinweis Otto Jungmair, Linz; vgl. S. W. XX, S. 8, 16 und 53.

Alois Raimund Hein, sein Leben und Wirken

Zum hundertsten Geburtstag des Stifterbiographen

Von Otto Jungmair (Linz)

Am 1. Juni dieses Jahres jährte sich zum hundertsten Male der Geburtstag des großen Stifterbiographen Alois Raimund Hein, des „Erzvaters der Stifterforschung“, dessen 1904 erschienenes Werk „Adalbert Stifter, sein Leben und seine Werke“ die Grundlage der Stifterforschung und der Anstoß zur neuen Stifterrenaissance geworden und — nach einem Wort Gustav Wilhelms — „die Bibel der großen Stiftergemeinde“ bis heute geblieben ist.

Hein war eine intuitiv schöpferische Natur, dessen angeborene Einfühlung und ehrfürchtiges Forschen ihn neben seiner folkloristischen Wirksamkeit zum Schilderer des großen Erziehers und Dichters vorbestimmte. Von Jugend auf für alles Schöne und Hohe begeistert, von der Idee eines ausgleichenden Sittengesetzes im Einzel- wie im Völkerleben im Stifterschen Sinne gläubig erfüllt, blieb er bis zu seinem Ende ein Vorbild für seine Schüler und zahlreichen Verehrer, äußerlich eine ehrfurchtgebietende, hochgewachsene, aufrechte Erscheinung, innerlich ein kompromißloser Kämpfer und Pfleger für alles, was er in Kunst und Leben für recht und gut erkannt hatte.

Sein äußerer Lebensgang schon war ein einziges unbeirrbares Streben nach Erfüllung seiner künstlerischen Berufung trotz aller Hindernisse und Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten.

A. R. Hein kam am 1. Juni 1852 — also genau zwei Jahre nach Stifters Ernennung zum Schulrat in Linz — in Wien als Sohn eines Lokomotivführers der Nordbahn zur Welt. Die Eltern sorgten für die Ausbildung des vielversprechenden, begabten Jungen, indem sie ihn nach der Volksschule auf die Mittelschule schickten, wo er, da die Mittel der Eltern nur zu oft zu knapp wurden, seit seinem 14. Lebensjahr durch Nachhilfestunden selbst zu den Kosten des Studiums beitragen mußte. Schon in der Oberrealschule erfüllte ihn eine drängende Sehnsucht, Maler zu werden, welchem Vorhaben die Eltern aber, die ihr Kind nicht der Unsicherheit eines freien Berufes aussetzen wollten, anfangs schwere Bedenken entgegengesetzten. Hein aber erreichte es durch seinen Nebenverdienst als Hauslehrer, daß er nach dem Abitur die k. k. Akademie der